

liche Zigarre, lief eher wenig. Nun aber wurde schon jede Zigarette zum Problem. Das Ehepaar ging abends bisweilen früher ins Bett, um den Hunger »zu überschlafen«. Dabei endet dieses Tagebuch, bevor noch im »Hungerwinter« 1946/1947 der Mangel so stark wurde, dass kostbare Möbel verkauft oder für Feuerholz zerhackt werden mussten. Jahrzehnte später spachtelte »Opi« umso mehr und nur das Beste. Urenkel wie meine Frau Christiane erinnern sich, wie er einen Wohlstandsbauch vor sich trug, über dem der Gürtel die Hose festhielt. Hosenträger taten ihr Übriges. Diese Nachgeborenen haben »ihren« kleinen »Opi« als heiteren Herrn in Erinnerung.

Enkelin Monika von Klinggräff erinnert Werner von Kieckebusch auch als einen religiösen Mann. Auch wenn er nicht an jedem Sonntag in die Kirche ging, so sei er doch ein frommer Protestant gewesen, der bisweilen aber auch in der katholischen Kirche betete. Kieckebusch gehörte zum evangelischen Johanniterorden und wurde in den ersten Nachkriegs-Kirchengemeinderat der Potsdamer Friedenskirche gewählt, der sich früher konstituierte als der Stadtrat, dessen Pastor aber offenbar durch Ämterpatronage in sein Amt kam. Der Bekennenden Kirche stand Kieckebusch skeptisch gegenüber, weil sie sich seiner Meinung nach nicht genug »gemeindlich«, sondern zu politisch engagiert hatte.

Kieckebusch sei zeit seines Lebens »eigentlich Monarchist geblieben, politisch war er nicht tiefer interessiert«, berichtet Monika von Klinggräff über ihren Großvater weiter. »Er dachte im guten Sinne nach Gutsherrenart und wollte in seinem Umfeld jedem Einzelnen für das gemeine Ganze gerecht werden.« Er habe Verantwortung für Schwächere und Mitgefühl gezeigt. Kieckebusch war dabei in der NS-Zeit weder Widerständler noch Held. Nach dem Krieg ordnete er sich in den trüben Tagesablauf seiner Nachbarn ein. Als guter Jäger war er dabei aber ein neugieriger und sensibler Beobachter mit Augen fürs Detail und die Besonderheiten eines jeden.

Die Schwiegermutter erinnert Kieckebusch am Schreibtisch: »Er schrieb viele tausend Briefe in alle Richtungen; nach dem Krieg zunächst vor allem, um etwas über das Schicksal seines Sohnes Burkard zu erfahren und um die Lebensverhältnisse für seine Frau und sich zu

verbessern.« Kieckebusch muss in der Tat täglich, diszipliniert und zum Teil bis spät am Abend am Schreibtisch gegessen und auch an diesem Tagebuch gearbeitet haben. Er schrieb, wie sich die Ereignisse am Tage oder Vortage entwickelt hatten; flüssig, ungekünstelt, ohne Schwerpunktsetzung, bisweilen wie atemlos. Und so folgen auf herzerreißende Szenen banale Beobachtungen. Er tippte seine Tageslast fast fehlerfrei, Zeile auf Zeile, fast ohne Abstand und mit Durchschlägen in die Schreibmaschine; so, als könne er damit seine Bürde loswerden. Ein feiner und sensibler Humor zeichnete seine Sprache aus. Selbst bittersten Momenten konnte er etwas Witziges abgewinnen. So wie sein religiöser Glaube erleichterte ihm sein Galgenhumor das Überleben; selbst der Leser des Tagebuchs kommt durch diesen Witz besser über Tränen hinweg.

Als Landwirt war Kieckebusch ohne Fortune, auch wenn er wohl vom Leben als Gutsherr geträumt und in Altgaul zu Beginn des Ersten Weltkriegs noch eine Art Schloss hingesetzt hatte. Das Vermögen seiner Mutter Henschel hatte diesen Neubau ermöglicht. Ein Bildnis zeigt Kieckebusch in dieser Zeit mit Schnäuzer in einem Jagdmantel mit Pelzkragen und Jagdhut, wie er mit der Waffe über der Schulter zufrieden in die Ferne sieht. So wollte er gesehen werden, so sah er sich in seinem gesellschaftlichen Umfeld selber. Die Gästebücher in Altgaul berichten über Einladungen mit festlichen Essen und hochadligen Gästen. Preußenprinzen und Prinzessinnen gehören dazu. Als nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 der Kronprinz und seine Familie mittellos dastanden, leistete auch Kieckebusch mit seiner Frau humanitäre Hilfe; oft mit Wildbret aus Altgaul. Königliche Hoheiten wurden darüber zu Paten der 1924 und 1926 geborenen beiden Söhne. In Potsdam blieben diese Beziehungen lebendig. Nach dem Krieg erneuerte Kieckebusch seine Kontakte zu den Preußen, um ihnen über die Zustände in Potsdam zu berichten und wohl auch in der Hoffnung, nun seinerseits Hilfe zu erhalten – die dann auch kam.

Als Beruf gab Kieckebusch Ahnenforscher an. In der Tat interessierte er sich für Genealogien und wusste Verwandtschaften aus dem

Kopf zu rekonstruieren. Er besaß eine große Wappensammlung, die er 1966 in Potsdam an die DDR verkaufen musste, um ausreisen zu dürfen. Sie gilt heute als verschollen. Den Anstoß für seinen Beruf mag Familie Henschel gegeben haben, für die er 1931 eine Familienchronik schrieb. Dann bat ihn Familie von Stülpnagel um ein ähnliches Werk. Er nahm den Auftrag an. Doch um das noch heute geschätzte Buch schreiben und 1938 veröffentlichen zu können, musste Kieckebusch Mitglied in der Reichsschrifttumskammer werden und dazu NSDAP-Genosse, woraus sich in Potsdam in den Nachkriegsmonaten Probleme mit der Obrigkeit ergaben. Bis heute geschätzt ist auch seine Geschichte des Klosters Heiligengrabe. Aber die Familiengeschichte der Herren von Esebeck verbrannte bei den Auftraggebern im Krieg und ging verloren. Über alle Arbeiten von Kieckebusch berichten die Bestände vor allem im Geheimen Staatsarchiv von Dahlem, wo er gerne arbeitete. Bei dem ihnen persönlich bekannten Archivdirektor hinterlegte dann Annelie nach dem Tode ihres Mannes im September 1975 neben vielen Fotos und Jagdbüchern Kopien dieses Tagebuchs.

Mit diesem Buch legen wir die gekürzte Fassung eines Teils der Tagebücher von Kieckebusch vor; sie beginnen am 24. April 1945 mit der Schlacht bei Potsdam und enden Weihnachten 1946. Sie umfassen damit die unmittelbare Nachkriegszeit, in der alles offen und alles möglich war – im Bösen und manchmal auch im Guten.

Meist ist die Schreibweise des Autors übernommen und nur wegen der Lesbarkeit behutsam an die heutige Rechtschreibung angeglichen worden. So schrieb Kieckebusch Zahlen in der Regel in Ziffern. Der Berliner Dialekt oder dessen Zungenschläge wurden bewahrt. Kürzungen des Textes beziehen sich vor allem auf Erinnerungen an Jagd-erlebnisse oder umfängliche Beschreibungen familiärer Verbindungen und sind nicht extra ausgewiesen. Generale oder ihre Frauen betitelte Kieckebusch mit »Exzellenz«, Adelstitel wurden bisweilen schon vom Autor oder vom Lektorat geschliffen.

Das Tagebuch sei im Sinne Kieckebuschs seinen beiden Söhnen gewidmet, deren Aquarelle heute in der Garderobe der Schwester von

Christiane hängen, bei meiner Schwägerin Ebba. Hubertus und Burkard Kieckebusch war es nicht vergönnt, ihr Leben zu leben. Um es mit den Worten ihres Vaters zu sagen: diese beiden »Jungens« brachte »Hitlers Wahnsinn« – wie so viele Millionen andere Menschen auf allen Seiten – in noch jungen Jahren um.

Berlin, 24. April 2020 – 75 Jahre danach

Jörg Bremer

»ICH TRAUE DEM FRIEDEN NICHT«

DAS TAGEBUCH

24.4.1945. Nun beginnt die Schlacht bei Potsdam! Auf der Post liegen Hunderte von Feldpostsäcken, aber niemand erscheint mehr zum Sortieren; alles steht still. Angeblich soll immer noch Post abgehen, aber wohin denn? Berlin und Potsdam sind doch eingeschlossen. Wir schreiben täglich an Burkard und Erika, vielleicht kommt mal eine Nachricht durch! Als ich heute Nachmittag zur verbombten Hauptpost ging, pffiffen 2 Granaten derartig über mich hinweg, dass ich noch vorher auf dem Wilhelmplatz kehrtmachte. Russische Panzer stehen an der gesprengten Eisenbahnüberführung am Bahnhof, auch die Lange Brücke ist gesprengt. Der Turm der Heilig-Geist-Kirche wurde heute Nachmittag von den Russen noch mehr in Klump geschossen. Eben war wieder ein Tieffliegerangriff, wir standen an meinem Schreibtischfenster, als eine 3-Faust-dicke Klamotte am Fenster vorbeisauste und vors Haus fiel. Wo mag sie hergekommen sein? In der Marienstraße brennt es. Das Gemeine ist, dass die Tiefflieger auch kleine Bomben bei sich haben. Eine fiel heute Nachmittag in die Brandenburger Straße vor Koll, wo ich mir den Krater ansah. Seit gestern gibt es Sonderzuteilungen an Käse, Marmelade, Brot, Fleischkonserven. Viele hundert Menschen